

## Prolog

### Der Geist

Er spürte die harten Hände auf seinen Schultern. Sie drückten ihn gen Boden, erschwerten die Schritte, taten ihm weh. Sie waren die Klauen eines Raubtiers, das ihn vor sich her trieb. Immer weiter Richtung Tür. Dahinter hörte er Gemurmel, der Pfarrer war noch bei ihr. Er wurde weiter gedrängt. Der Druck zwang ihn zur Tür, auch wenn er mit ganzem Herzen nicht dort hinein wollte. Er konnte nicht gegen sie aufbegehren, sein rasendes Herz nahm ihm die Luft, der Körper war der einer Stoffpuppe ohne eigenen Willen.

Die Tür öffnete sich vor seiner Nase und sofort drang ein süßlicher Geruch in sie ein, der ihn würgen ließ. Er kannte ihn von Schlachttagen auf ihrem Hof. Eine Mischung aus Metall, Angst, Tod, Blut. Das Gesicht seines Bruders schob sich vor ihn in den Durchgang. Es leuchtete bleich im Licht einiger Kerzen. Dennoch sah Dolf, dass Philipps Augen gerötet waren und ihm Rotz aus der Nase lief, den er linkisch mit dem Ärmel fortwischte. Tränen verschwanden mit ihm im Stoff.

Ein Räuspern erklang in Dolfs Rücken und ließ ihn zusammenzucken. Er war ungeduldig, wollte es schnell hinter sich bringen, der Mann mit den Klauen. Philipps Augen ruckten hoch.

„Geh zu deiner Schwester, Philipp“, knurrte die Stimme. Mit gesenktem Kopf schlich sich sein älterer Bruder davon. Aus der Dämmerung des Zimmers schob sich Dolfs Tante in den Kerzenschein und versperrte den Eingang. Ihr Blick traf nicht Dolf.

„Johann, willst du ... soll der Kleine wirklich ...?“, fragte sie.

Dolf ächzte, als sich die Klauen in seine Schultern drückten und bis auf seinen Knochen drangen. Sein Vater, der Mann hinter ihm, liebte es nicht, wenn ein Weib ihn belehrte, was er zu tun hatte.

„Den Tod können wir nicht aus unserem Leben sperren. Das muss er wissen, denn er ist stets um uns herum und stiehlt wie ein Dieb das, was wir brauchen.“

„Er ist noch so jung. Das ist viel für solch ein Seelchen.“ Dolf wurde nach vorne geschoben, die Tante wich einen Schritt zur Seite. Ganz gab sie noch nicht auf.

„Er soll sich ordentlich von seiner Mutter verabschieden. Das gehört sich so.“, versuchte Vater, sie zu verscheuchen.

„Sie hat gesagt, es muss nicht ...“

„Geh beiseite.“ In der Stimme des Vaters schwang eine Drohung. Die Tante kapitulierte und trat zur Seite. Ihr Mund klappt zwar noch einmal auf, sie brachte jedoch keinen Einwand mehr heraus.

„Ich will nicht.“ Woher er den Mut genommen hatte, den eigenen Wunsch auszusprechen, wusste Dolf selbst nicht, dennoch hingen die Worte plötzlich im Raum zwischen ihm und seinem Vater. Er spürte die Türschwelle unter seinen Sohlen. Ein Stoß nach vorne, und er hatte sie überschritten. Der Geruch wurde beißender, und er versuchte, die Luft anzuhalten, um sich nicht übergeben zu müssen.

Seine Tante eilte ihm voraus zum Bett und beugte sich in dessen Schatten. Sie flüsterte etwas, und Dolf meinte ein gehauchtes „Nein!“ zu hören. Dennoch winkte ihn seine Tante heran. Niemand wagte es, sich Johann in den Weg zu stellen. Dolf wollte nicht zu ihr gehen. Er war seit Tagen nicht in diesem Raum gewesen, die Erwachsenen hatten ihn ausgesperrt und gesagt, das alles sei nichts für ihn. Jetzt aber wollten sie, dass er noch näher heranging. Warum musste er das ertragen? Die Krallen meldeten sich wieder, zwangen ihn zum Bett.

„Mein kleiner Dolf!“, hörte er eine hilflose Stimme aus den Laken. Fast hätte er sie nicht erkannt, so brüchig und gequält, weit entfernt vom Leben.

„Jetzt bist du doch hier ... ich wollte nicht, dass du mich so siehst, aber zumindest können wir uns verabschieden, mein kleiner Räuber! Ich habe nicht viel Zeit, und du musst schnellstens wieder hinaus, das ist nichts für ein Kind.“

Eine Hand, fast die eines Skelettes, streckte sich ihm entgegen. Sein Kopf hämmerte nur noch, dass er nicht näher gehen wollte. Er glaubte, der Tod selbst streckte seine Hand nach ihm aus. Tränen begannen zu laufen, als er sich zwang, die Knochenhand zu ergreifen und sich zum Bett ziehen zu lassen. Was passierte nur?

Nicht nur seine Ohren, auch die Augen erzählten ihm, dass das im Bett nicht mehr seine Mutter war, sondern irgendein Geist, der ihn vom Bett aus zu sich holte. Selbst wenn dieser Geist versuchte, freundlich zu lächeln, trieb er ihm einen Schauer über den Rücken. Es war eine lächelnde Fremde mit gespannten dünnen Lippen über viel zu großen Zähnen. Ein graues Gesicht, aus dem Nase und Wangenknochen herausstachen. Trübe Augen, riesig groß. Eine Knochenfratze, ein Totenschädel eingewickelt in dünnes Papier.

Wo war seine Mutter, die er vor Wochen lachen gehört und mit der er draußen hinter den Hühnern her gejagt hatte?

„Mein Dolf ...“

„Wer bist du? Wo ist Mutter?“ Dolfs Gedanken purzelten durcheinander, wollten sich nicht ordnen.

Das Gesicht wurde noch grauer, als ein Meer aus Traurigkeit in die Frau strömte.

„Ich bin es, versteckt hinter dem Leid ... die Krankheit ist es, die du siehst. Aber dahinter lebe ich weiter und bin deine Mutter. Hab' keine Angst, am Ende wird alles gut und wir sind in Gottes Hand.“

Dolf glaubte den Worten nicht. Er glaubte nicht, dass alles gut war. Er glaubte nicht, dass dieses Wesen wirklich die Mutter sein konnte, die auf dem Feld anpackte, das Vieh versorgte, Hühner köpfte, kochte, wusch und ihm spielerisch in die Wangen kniff, wenn er sie ärgerte. Die ihn ins Bett brachte und die Decke dicht um ihn stopfte, damit er nicht fror. Die immer versuchte, ihren Kindern etwas zu essen auf den Tisch zu stellen und selbst auf ihre Portion verzichtete, damit sie drei satt wurden. Es war ihr nicht immer gelungen. Vater hatte nie genug nach Hause gebracht, lieber das knappe Geld zum Wirt getragen.

„Ich muss dir Lebewohl sagen, bevor ich noch schwächer werde. Pass auf deine Schwester auf, sie ist noch kleiner als du. Höre auf deinen Vater und auf Philipp. Aber pass auf Philipp auf, ja? Er ist zwar schon groß, aber du weißt, was er für Flausen im Kopf haben kann. Er will so erwachsen sein, ist es aber noch gar nicht. Vor allem aber pass gut auf dich auf! Du willst immer stark sein, auffallen, dich beweisen. Und gehst dabei zu weit. Das musst du gar nicht, du bist immer etwas Gutes, das musst du nicht beweisen.“

Der Geist hustete und darin erkannte Dolf endlich den Hauch der Stimme seiner Mutter. Jetzt wusste er, was geschah, und begann zu weinen.

„Geh nicht!“ Stürmisch warf er sich in ihre Hand, die ihn hielt, gegen ihre Brust, fühlte das Zittern, das durch ihren Körper lief.

„Das darf ich nicht entscheiden, Dolf.“

„Dann soll Vater es dir erlauben!“

„Das kann doch nur Gott, kleiner Räuber! Mein Leben endet in seinen Armen, und er wird mich aus diesem Jammertal führen. Ich bin froh, wenn die Schmerzen ein Ende haben werden.“

Durch den Schleier seiner Tränen sah er, wie sich ihre Augen auf den Mann in seinem Rücken richteten, der stumm dagestanden hatte. Ihr Mund wurde zu einer harten Linie.

„Gott tröstet mich in der nächsten Welt. Hier gibt es keinen. Ich weiß aber, dass du deinen Weg finden wirst, deine Aufgabe.“

Wieder hustete sie, schärfer. Sie stöhnte auf, und er hörte das Rasseln in ihrer Brust.

„Ich kann nicht ...“ Niemand erlöste sie beide, sie waren aneinandergelehnt inmitten des Sturms, der ihren Körper zerriss. Sie hustete wieder, und es blubberte unter Dolfs Ohr, das sich an sie presste, als könne er sie dadurch in dieser Welt festhalten. Sie schnappte nach Luft.

„Es tut weh!“

Dolf sah auf. Ihre Augen schrien ihn an, und er löste sich von ihr, als etwas ihren Körper erfasste und durchschüttelte. Sie wand sich, ihr Mund weit geöffnet. Das Rasseln wurde lauter, und sie rang mit aller Kraft nach Atem. Die Augen quollen aus

ihren Höhlen. Ihre Hand fuhr durch die Luft, suchte nach Halt und fand nur die Finger ihres Sohnes. Sie zermalmte sie, immer und immer wieder spürte Dolf ihre schwindende Kraft. Er heulte vor Schmerz, und ihre Schreie mischten sich zu einer grässlichen Melodie, die in seinem Kopf schwang und ihn in die Nacht davon trug.

Erlöst fühlte er die Arme seiner Tante, die ihn aus der Schraubzwinge befreite und aus dem Zimmer trug. Er sah nichts mehr, nur noch das Rot des Schmerzes seiner Mutter.

Er wusste nicht mehr, wie lange er mit seinen Geschwistern auf der Bank neben der Haustür gesessen hatte, als der Morgen dämmerte. Sein Körper und seine Seele waren in der Nachtluft ausgekühlt und stumpf. Da half selbst die Wärme nicht mehr, die schüchtern von seiner Schwester aufstieg, die sich auf seinem Schoß zusammenrollt hatte. Ihr war der Anblick erspart geblieben, den er im Zimmer der Mutter erlebt hatte und der ihn jetzt durch die Nacht des Lebens begleiten würde.

Seine Kehle wurde eng bei den Gedanken an seine Mutter, an ihr graues Gesicht voller Schmerz. An das Rasseln, das ihre Brust zerfetzte und ihr den letzten Atem genommen hatte. Mit einem Blick zu den Wolken blinzelte er die Tränen fort. Vielleicht, wenn er Gott noch einmal bat ... der Himmel war so klar, da würden seine Worte die Ohren Gottes erreichen können. Der hatte immerhin seinen eigenen Sohn aus dem Tod gerettet. Da konnte er doch dasselbe für die Mutter eines verzweifelten Jungen tun!

Seine Hände fanden sich vor seiner Brust, verließen die Wärme der Schwester und wandten sich der Ewigkeit zu. Der kalte Himmel mit der noch kälteren Sonne stach in seinen Augen, half ihm nicht beim Finden der Worte. Er betete dafür, dass Gott die Schreie der Mutter in seinem Herzen auslöschen möge, ihre Flüche und das sich Winden auf dem Bett. Ihr Gesicht tauchte in den Wolken auf, rosig und blühend wie noch im Sommer letzten Jahres, als alles noch gut gewesen war. Erste Hoffnung keimte in ihm auf.

„Hör auf damit, du Spinnewipp.“ Die Stimme Philipps riss ihn fort aus den Wolken. „Das macht sie nicht wieder lebendig! Der

Pfarrer hat sie eingerieben, das heißt, sie muss jetzt warten, bis Gott sagt, dass die Erde untergehen soll!“, raunzte der ihn an, wischte sich die Nase am Ärmel seines Kittels ab.

„Du bist der Spinnewipp!“, gab der Kleinere zurück und fing sich dafür einen Knuff in den Oberarm ein.

„Ich würde dich gehörig durchlassen, wenn nicht dieser Tag wäre“, knurrte Philipp, stand auf und verschwand in der Scheune.

Adolph, genannt Dolf, sah ihm nach, wusste, dass Philipp sich dort ins Heu werfen, sich ganz eingraben würde, damit ihn niemand beim Flennen sehen konnte. Philipp war mit seinen zwölf Jahren zu stolz, um Kind zu sein. Vater erlaubte es ihm nur noch selten, denn er brauchte Hände, die auf dem Hof halfen. Bald warteten die Pflichten eines Erwachsenen auch auf ihn. Dann würde er nicht nur die Hühner füttern, sondern richtig mit anpacken müssen. Wie würde Vater werden? Ihn ängstigte die kommende Zeit ohne die ausgleichende Hand der Mutter. An ihrem Bett jedenfalls hatte Vater nicht geweint, als Mutter schwächer geworden war, geschrien hatte vor Schmerzen in ihrem schrumpfenden Bauch. Einen Arzt hatte sich die Familie nicht leisten können, die Tante hatte von Auszehrung gefaselt. „Deiner Mutter wird das Leben zu viel, Adolph. Sie verliert die Kraft weiterzuleben“, hatte sie gesagt, vor Wochen schon. Jetzt war es ihr zu viel geworden. Mutter zerfiel vor seinen Augen zu Staub.

Die Tränen liefen wieder und Dolf schniefte. Ein Heulkampf schüttelte ihn und ließ seine Schwester aufwachen.

„Wann kommt Mama wieder, Dolfi?“, plärrte ihre Stimme.

Seine Hände klammerten sich aneinander, waren nutzlos im Gebet. Sie mussten andere Dinge tun. Er löste sie, strich dem Kind über den knochigen Rücken.

Für sie musste er nützlich sein, für sie sorgen.

Dolf schwor sich, dass bei ihm niemand mehr an Auszehrung und den Gemeinheiten der Zeit würde sterben müssen. Selbst wenn er gegen Gott antreten musste. Das war das Erbe seiner Mutter. Niemals, solange er atmete.

Er stand auf und ging in die Küche, um Frühstück zu machen.

## Kapitel 1

### Druck im Kopf

**1842**

Seine Pferde zockelten die Straße entlang, und Dolf ertappte sich dabei, dass sein Blick nur noch an ihren schaukelnden Kruppen geklebt hatte. Die Straße war an ihm vorübergezogen, ohne dass er es bemerkt hatte.

Er räusperte sich und strich sich durch das Gesicht, kraulte sich den Bart, um seine Gedanken aufzuwecken. Mit einem Blick nach hinten versicherte er sich, dass mit seiner Ladung alles in Ordnung war. War er eingeschlafen? Wahrscheinlich nicht, auch wenn er sich so fühlte.

Er konnte seinen Gedanken nicht weiter nachhängen, denn ein anderer Wagen kam ihm entgegen, und der Fahrer grüßte, indem er sich an die Krempe des Hutes tippte.

„Morgen, Dolf! Zur Hermannshütte?“, rief er ihm zu. Dolf nickte, seine Stimme döste noch vor sich hin.

„Dann viel Erfolg!“ Jeder kämpfte für sich allein.

Immer häufiger kamen ihm in der Nähe des Dorfes Hörde Fuhrwerke entgegen und zahlreiche Menschen waren jetzt auf den Beinen, um ihr Tagwerk zu beginnen und zur Arbeit zu eilen. Dolf ermahnte sich, sich zu konzentrieren, damit ihm niemand vor die Pferde lief.

Trotz seiner Müdigkeit zwang er sich, sich aufrecht zu halten und den Blick auf die Straße zu lenken. Er konnte froh sein, dass ihm seine beiden Gefährtinnen einen Teil der Arbeit abnahmen.

Er schnalzte und sofort wandten sich ihm vier Ohren zu, warteten auf seine Stimme.

„Meta, Grete, gleich sind wir da. Drückt die Hufe, dass wir gleich einen Auftrag einsacken können, damit sich die Fuhre lohnt“, krächzte er, um die Stimme in Schwung zu bringen. Er würde sie brauchen. Als hätten ihn seine Pferde verstanden, schnaubte Meta und zog etwas an. Grete folgte ihrem Beispiel. Dolf lächelte und dankte ihnen im Stillen, versank aber

gleichzeitig wieder in sein dumpfes Brüten, das seinen Blick von seinem Weg zog.

Was ermüdete ihn seit Wochen derart, dass er kaum etwas von seinen Fahrten mitbekam, sich wunderte, plötzlich schon auf dem Kornmarkt in Herdecke zu stehen oder vor den Toren der alten Burg, wohin er jetzt unterwegs war. Wurde er krank? Das würde ihm Hanne niemals gestatten, und leisten konnte er sich das auch nicht. Seine Familie brauchte jede Fuhre, um zu überleben.

Vielleicht war es das: der Druck in seinem Herzen und in seinem Kopf, wie eine Maschine sein zu müssen, wie eine Uhr die Aufgaben abzuarbeiten. Immer auf der Suche nach neuen, um ja nicht stehenzubleiben. Jeden einzelnen Tag. Jede Stunde des Lebens. Dieser Druck war stärker geworden.

Langsam zogen ihn seine Pferde durch die Straßen, die sich an eine Zeit klammerten, die längst vorüber war. Fachwerkhäuser neigten ihm ihre Köpfe zu und raubten der Straße die Sonne. Er kam an einer der offenen Schmieden vorbei, die dem Dorf seit jeher ein Auskommen beschert hatten, solange Dolf denken konnte. Ein Mann hämmerte auf einem glühenden Metallstab herum, formte ihn wie seine Ahnen zu einer Spitze. Bald würde er die vom Stab abtrennen und ihr einen Kopf schmieden. Ein jüngerer Mann hatte Dolf den Rücken gekehrt und ließ mit dem Luftstrom des Blasebalgs die Esse aufglühen. Dolf tippte sich an den Hut und der Schmied grüßte mit einem Nicken zurück.

Dieses Mal hatten beide keine Stimme. Wie auch? Das Gewerbe der Nagelschmiede starb aus, Sorgen mussten den Mann plagen. Dolf arbeitete für das, was die Zukunft gestalten würde, und war dadurch der Feind dieses Mannes, der am Tag zwar hunderte Nägel in seine Holzkiste rieseln lassen konnte, aber niemals das leisten würde, was sich nur wenige Meter weiter in die Zukunft ausbreiten wollte. Schuldig fühlte er sich nicht. Er war nur ein Rädchen, verdiente als Fuhrmann für die Großen sein Geld. Wohl war ihm allerdings auch nicht, denn er sah tagtäglich, wie sich hinter der Fassade der Burg etwas breit machte, das das Grün auffraß, das er so liebte und seit seiner Kindheit bis in die Ferne gelaufen war. Am Horizont stieg bereits Rauch aus wachsenden Schornsteinen in den Himmel.



Felder waren unter Ziegeln und Metall begraben worden. Immer mehr Fuhrwerke rumpelten über die Straßen, die sie erweiterten, befestigten und zu pulsierenden Adern des Lebens zogen. Dass sie die alte Hörder Burg stehengelassen hatten, war bei all dem Streben Richtung Zukunft für Dolf ein Wunder. Er wäre gerne ein Ritter gewesen, so wie die Männer, die hier einst gelebt hatten. Aber das war die Kindheit mit ihren Fantastereien. Jetzt war jetzt, und er musste die Nase nach dem Wind drehen, der aus einer anderen Richtung wehte.

Baulärm umfing ihn, als er an der Burg vorbeifuhr, und ließ seine Pferde aufhorchen. Ein Mann mit einer Liste kam auf ihn zu, wollte wissen, was er geladen hatte, und Dolf erteilte bereitwillig Auskunft. Der Mann lenkte ihn zur Baustelle eines Gebäudes. Dort sollte er die Steine abladen lassen.

Ein weiteres Fuhrwerk stand vor den halbfertigen Mauern. Dolf begrüßte dessen Fahrer, während er seine Pferde so lenkte, dass er als Nächster entladen werden konnte. Er musste schnell sein.

Dolf nutzte die Pause, um einen Schluck verdünntes Bier aus seiner Flasche zu nehmen und in seine Scheibe Brot zu beißen. Sie war trocken, Butter war keine mehr zu finden gewesen. Dabei beobachtete er die Bauarbeiter, die wie er Teil des Uhrwerks waren. Sie zogen Mauern hoch, Schornsteine stießen in den Himmel. Andere schaufelten Erde weg und zogen einen Graben. Es roch nach glühendem Metall wie vor der Nagelschmiede. Nur stärker. Eindringlicher.

Sein Blick wurde auf einen untersetzten Mann gelenkt, der mit einem Hofstaat wuselnder Menschen aus einem Gebäude in der Nähe kam. Dolf wurde wach, richtete sich auf. Vielleicht war ihm das Glück hold, und der Ingenieur würde zu dieser Baustelle kommen, sodass er ihn in ein Gespräch verwickeln konnte. Der Dicke mit der Glatze und den Koteletten, die den Mangel an Haaren auf seinem Kopf mehr als ausglich, war einer, der das Sagen hatte. Dennoch mochte Dolf ihn. Er war nicht annähernd so arrogant wie sein Partner, der meistens, wenn er denn einmal Zeit fand, nach seiner Investition zu sehen, in der Burg über den Plänen und Büchern hockte, sich nur eilig den Fortschritt auf dem Gelände zeigen ließ. Dolf

hatte den Piepenstock, wie er den Inhaber Hermann Diedrich Piepenstock nur nannte, kaum zu Gesicht bekommen, obwohl er jeden Tag irgendetwas zur Baustelle transportierte. Der Ingenieur war aus einem anderen Holz geschnitzt – oder in seinem Fall, aus einem anderen Metall geformt.

„Guten Morgen, Herr Dobbs“, rief Dolf deshalb und winkte ihm zu. Das pausbackige Gesicht wandte ihm mit einem Lächeln schiefe Zähne zu, und Dobbs zog seine Entourage in Dolfs Richtung.

„Good Morgen, Herr Adolph. Wie geht es heute?“, fragte Samuel Dobbs, die Glatze in der Sonne glänzend und von ihr arg verbrannt. Als Engländer und Meister der Konversation erledigte er das Gespräch gleichzeitig mit einem Blick in seine Pläne, ohne unhöflich zu wirken.

„Wieimmer besorgt, Herr Dobbs. Zuhause warten hungrige Mäuler und eine nörgelnde Ehefrau. Ganz zu schweigen von den beiden Damen da vorne, die am liebsten nur Hafer zu futtern bekämen.“ Dobbs blickte auf. Er trat zu Meta und hielt ihr die Hand hin, strich ihr über die Nase. Dolf wusste, dass Dobbs neben seiner Leidenschaft für Dampfkraft und Maschinen Pferde vergötterte und Pferderennen liebte. „Als Engländer you must love horses“, hatte er Dolf einmal erklärt und Meta ein Stück Zucker zugesteckt. Daran erinnerte sich das Pferd und schnüffelte enttäuscht an der Handfläche, die leer blieb.

„Keine leichte Zeit. Nirgendwo, Herr Adolph. Aber noch gibt es hier ein bisschen zu tun. Bald kommen die Maschinen und dann – here we go! Ihre Pferde und die Familie müssen sich noch keine Sorgen machen. Noch schicke ich Sie auf die Reise, mir die besten Steine zu bringen, damit meine Maschinen ein Dach über den Kopf bekommen.“

„Es geht gut voran?“, traute sich Dolf noch zu fragen, da Dobbs eine Uhr aus seiner Westentasche zog und den Deckel aufschnappen ließ. Er brummte etwas Unverständliches, als wäre ihm die Frage des Fuhrmanns zu indiskret.

„Jaja, gut, gut. Wir sind bald fertig. Alles nach Plan. Ich muss weiter, Herr Adolph. Melden Sie sich im Büro. Noch gibt es Aufträge.“

Er winkte Dolf zu und zog dann mit seinem Hofstaat weiter. Das Fuhrwerk vor Dolf war entladen und wendete gerade. Der Fahrer ließ es neben Dolf anhalten. Seine Miene sprach Bände.

„Glaubst du, die Vertraulichkeit mit dem Engländer sichert dir die Aufträge? Vergiss nicht, wo du stehst. Wir wissen alle, egal, was die feinen Pinkel sagen, dass die Baustelle bald abgegrast ist. Also, mach dich nicht wichtig, du Spinnewipp!“ Sein Konkurrent schnalzte mit einem letzten bösen Blick zum Abschied.

Das Gespräch mit Dobbs hatte den Druck in Dolfs Kopf ansteigen lassen. So höflich und ermunternd es geklungen hatte, zwischen den Zeilen hatte Dolf begriffen, dass es auf dieser Baustelle bald nichts mehr zu holen geben würde. Bald würden die Dampfmaschinen zischen, Maschinen zetern und die Öfen brodeln. Wie sollte er den Ausfall nur Hanne erklären?

Dieser Tag konnte nur noch schlimmer werden. Erst die Entmutigung durch Samuel Dobbs, dann die Fehler der Arbeiter beim Entladen, die Dolf wertvolle Zeit auf dem Weg zu neuen Aufträgen gekostet hatten, und jetzt die Schlange an Fuhrwerken vor dem Werksbüro in der alten Burg, die sich zur Mittagszeit scheinbar hier stapeln wollten. Zu allem Übel hatte seine Meta irgendwo auf der Baustelle ein Eisen verloren und stakete vor dem Wagen. Dolf würde sie schnellstens beschlagen lassen müssen, um eine Lahmheit und damit den Ausfall ihrer Arbeitskraft zu verhindern. An die daraus entstehenden Kosten wollte er erst gar nicht denken müssen. Er grummelte unentwegt in seinen Bart, und seine Laune stieg nicht gerade, als der Fuhrmann, der ihn nach dem Gespräch mit dem Ingenieur so derb angefahren hatte, mit einem Blatt Papier wedelnd aus dem Büro kam. Er hatte einen der begehrten Aufträge erhalten. Dolf war sich sicher, dass der Kerl gehässig in seine Richtung gegrinst hatte. Seine Laune sank auf den Tiefpunkt.

„Blöde Ratte ...“, fluchte er und spielte mit den Zügeln, um sich zu beruhigen. Seine Pferde verstanden dies als Aufforderung und zogen an. Erschrocken durch den Ruck konnte er nur noch hastig in die Zügel greifen, um sie wieder zum

Stehen zu bringen. Zu spät. Es krachte, und die Ecke seines Wagens donnerte hinten in das vor ihm wartende Fuhrwerk.

„Hör mal! Kannst du nicht aufpassen?“, brüllte ihn dessen Fahrer prompt an.

Dolf murmelte eine Entschuldigung. Er fühlte die Augen der anderen Fuhrleute auf sich ruhen.

„Solltest deine Träumereien in die Pausen verlegen, du Idiot! Muss ich erst absteigen und dir zeigen, wie man ein Fuhrwerk lenkt?“

„Reg dich nicht so auf! Ist nichts passiert“, knurrte Dolf. Seine Faust ballte sich zusammen. Zum Glück stieg der Mann doch nicht ab, um nachzusehen und ihn weiter anzugiften. Er zeigte ihm nur einen Vogel. Dolf spürte die vertraute Wut in sich hoch kochen, die sich erst durch den Einsatz seiner Faust würde entladen können. Er hoffte, dass der Kerl weiter auf seinem Bock bleiben würde. Ihm wäre die Begegnung nicht gut bekommen.

Die Tür zum Büro öffnete sich, und einer der Angestellten trat heraus. Die Aufmerksamkeit aller verlagerte sich auf den Mann, der auf die oberste Stufe trat. Dolf fühlte seine Faust pulsieren, zwang sich aber, sich auf die Worte des Mannes zu konzentrieren.

„Es tut mir leid, für heute sind alle Führen vergeben! Versucht es morgen wieder!“, lautete die knappe Ansprache des Mannes, die ein Murren rundherum aufbrausen ließ, während er schnellstens wieder hinter die Sicherheit der Burgmauern floh. „Na, bravo.“ Dolf sank vollends in sich zusammen. Was für ein Tag! Mutlos reihte er sich in die Schlange der Fuhrleute ein, die ihre Wagen von der Baustelle lenkten und sich durch die engen Straßen davon machten. Er sah zahllose enttäuschte Gesichter.

Dolf brauchte einen Plan. Als erstes würde er zum Hufschmied Overkamp, seinem Nachbarn, fahren, und Meta beschlagen lassen. Overkamp war zudem so etwas wie das Wochenblatt auf dem Sommerberg und hatte stets ein Repertoire an interessanten Geschichten und Neuigkeiten parat. Vielleicht hatte der Schmied für einen seiner Stammkunden eine Idee, wo es noch

etwas zu holen gab. Das Geld für diesen Besuch konnte Dolf so gerade noch zusammenkratzen.

„Ach, mein Lieblingskunde fährt vor!“, begrüßte ihn eine Stunde später der Schmied. Sein muskulöser Oberkörper hinter der Lederschürze quetschte sich durch die Tür seiner Werkstatt auf den Hof, gefolgt von seinem sympathischen Lächeln im glatt rasierten Gesicht.

„Und mein Lieblingsschmied ist tatsächlich daheim. Wie schade, das wird bei seinen überzogenen Preisen wieder ein teures Vergnügen für mich!“, erwiderte Dolf den Gruß und sprang vom Bock, um Overkamp die Pranke zu schütteln. Dolf hatte von der Arbeit schon kräftige Hände, sie wirkten in denen Overkamps dennoch winzig und weich wie die eines Bürohengstes.

„Ich schlage noch etwas für diese Unterstellung auf den Preis auf, du Gauner. Wie kann ich dir helfen?“

Dolf zeigte Overkamp Metas Huf. Der Schmied rief nach seinem Gehilfen, damit der das Pferd ausspannte und es an einem der eisernen Ringe in der Wand anband.

„Das wird schnell gehen. Das Eisen ist weg, vermute ich, sonst hätte ich es noch mal dran kloppen können. Der letzte Beschlag ist ja noch nicht lange her. Es wird also nicht allzu teuer. Willst du was trinken?“, zwinkerte Overkamp Dolf zu und dieser bejahte.

„Ich hatte heute kaum eine Pause. Gebracht hat der Eifer aber nichts“, beklagte er sich, während er sich auf eine Holzbank neben der Schmiede fallen ließ, in der Overkamp abtauchte. Schnell kehrte der Schmied mit einer Flasche und zwei Bechern zurück. „Dein Gesicht ist so lang wie das deines Pferdes“, beschied er und reichte Dolf den einen, in dem bereits eine klare Flüssigkeit schwappte. „Trink, das macht dich munter. Was bedrückt dich?“ Er ließ nicht neben Dolf fallen und blinzelte in die Sonne.

„Irgendein Idiot hat mir den letzten Auftrag für heute vor der Nase weggeschnappt, dann bin ich einem anderen noch drauf gefahren. Zu allem Übel habe ich mit dem Engländer gesprochen. Dachte, er muntert mich auf und schanzt mir einen Auftrag zu ... ja Kuchen, nicht London ... war nichts.“

„Ich kann mir denken, was Dobbs gesagt hat. Man hört überall, dass die Hermannshütte bald ihren Betrieb aufnehmen wird. Der Piepenstock ist auf dem Weg, um nach seinem Geld zu sehen und zu hören, wann es losgehen wird mit dem Eisenkochen. Einer meinte schon in wenigen Wochen. Dann ist Schluss mit Baustelle und Fuhrleuten, die Steine rankarren. Dann leuchtet der Himmel von Piepenstocks Feuer.“

„Das ist mein Problem. Ich habe eine Familie, die essen will. Vielleicht kann ich Führen an Kohle oder Eisen für die Hermannshütte übernehmen.“

Overkamp sog die Luft durch seine Zähne. „Hast du es nicht gehört? Wir kriegen bald nicht nur das Eisen, sondern sogar die Eisenbahn. Sie haben angefangen, eine Trasse zum Werk aufzuschütten.“

Dolf rief sich das Bild der Arbeiter vor Augen, die eine breite Schneise angelegt hatten. Er hatte gedacht, das wäre ein Bett für eine dieser neumodischen Straßen. Aber ein Schienenstrang?

„Bist du dir sicher?“, fragte er Overkamp.

„Das sagen alle. Die Eisenbahn ist unsere Zukunft. Sie ist schneller und stärker als zehn Pferde und kann Lasten tragen, sag ich dir ... ach, verzeih. Das war unhöflich. Sie werden sicher Fuhrleute benötigen, um den Schotter und die Schienen zu transportieren, wenn sie bauen. Das dauert doch ewig. Fahr nach Dortmund und frag mal nach. Die Eisenbahngesellschaft hat ein riesiges Gelände für den neuen Bahnhof dort gekauft. So viel Fläche hat hier nicht mal der reichste Bauer. Das wird was werden. Für findige Fuhrleute haben die was zu tun, da bin ich sicher.“

Dolf wurde schwindelig, und er musste blinzeln, um sich wieder einigermaßen zu fangen. Eben hatte er nur den baldigen Verlust eines Kunden verkraften müssen, jetzt stellte Overkamp das Aus seines ganzen Berufsstandes in Aussicht. Wie lange konnte Dolf noch so weitermachen und überleben?

„Die Fahrt ist weit, aber ich kann es versuchen“, versuchte er sich selbst aufzumuntern.

Overkamp klopfte ihm auf den Schenkel und erhob sich. „Dann will ich deine Meta mal wieder flott machen, damit du los kannst.“

Dolf sah ihm nach, wie er sich mit einer Raspel bewaffnet Metas Huf zwischen die Beine schob und ihn zwischen seinen Knien festklemmte. Dabei brüllte er nach seinem Jungen, ihm ein neues Eisen zu bringen und die Esse anzuheizen, um es anpassen zu können.

„Nicht nur ich werde weniger zu tun haben, mein lieber Schmied, wenn die Eisenbahn die Pferde ersetzt“, murmelte Dolf missgelaunt in Overkamps Richtung. Er war sich nicht sicher, ob er sich nicht nur selbst Mut machen wollte. Overkamp malte gerne für andere schwarz, sah sich selbst aber schillernd im Sonnenlicht tanzen. Wieder dachte er an Hanne und dass er jetzt keine Ausrede mehr hatte, sein Zuhause zu meiden. Ihm musste dringend ein Plan in den Sinn kommen, wie er das Schicksal seiner Familie ändern konnte.

Er griff in seine Tasche, und seine Finger fanden das, was er gesucht hatte. Sofort sprudelte eine Quelle der Zuversicht in seinem Kopf, und er meinte die Stimme der Mutter zu hören, die ihm versicherte, dass er ein guter Mensch sei und Gott ihn trösten und auffangen würde. Er zog den Rosenkranz hervor, der ihr und ihrer Familie seit langer Zeit gehört hatte, und betrachtete ihn, als sähe er ihn zum ersten Mal. Das Licht der Sonne spielte auf den polierten Perlen, und sie klimperten zwischen seinen Fingern. Mutter war zwar wie er protestantisch erzogen gewesen, hatte aber immer besonders an der Gottesmutter Maria gehangen und gerne zu ihr gebetet, da nur sie eine Mutter wirklich verstehen könne und zuhören würde, wie sie gesagt hatte.

Dolfs Vater hatte ihr den Rosenkranz im Sarg widerwillig um die Finger gewunden, als der Pfarrer gegangen war und Mutter aufgebahrt in der Stube gelegen hatte. Dolf erinnerte sich an die bleichen Knochenfinger, zwischen denen das Braun der Perlen geleuchtet hatte. Die Sonne hatte wie heute auf ihnen gespielt. Als er allein gewesen war, hatte er sich den Rosenkranz einfach genommen. Warum hatte er nicht erklären können, aber er war ihm wie das einzig Persönliche erschienen,

das seine Mutter für ihn auf dieser Welt zurückgelassen hatte. Dolf hatte sie durch die Perlenkette an sich binden wollen. Es war sein erster Diebstahl gewesen, und das schlechte Gewissen hatte ihn lange begleitet, bis er sich sicher gewesen war, dass der Trost ihres Jungen seiner Mutter sicherlich wichtiger gewesen war, als dass der Rosenkranz neben ihr zu Erde zerfiel. Niemand hatte das unpassende Ding bei der Beerdigung vermisst, und seitdem war er Dolfs ständiger Begleiter in der Hosentasche gewesen. Vielleicht half ihm die Erinnerung an den einzigen Menschen, den er neben seiner Hanne je geliebt hatte, eine Lösung für sein Problem zu finden.

Er schloss die Augen und ließ sich von Overkamps Hammerschlägen auf das Hufeisen einen Augenblick lang fort aus der Welt tragen, ließ den Druck im Kopf in das Blau entweichen. Die Angst, dass der Hunger in sein Haus zurückkehren konnte, machte sich dennoch in seinem Herzen breit.